



4. Sprachvariation in Norddeutschland: ein Forschungsüberblick

Die Forschungsgeschichte der neueren deutschen Dialektologie ist in einer Reihe von Arbeiten beschrieben worden (zusammenfassend MACHA 2005, SCHMIDT/HERRGEN 2011: 241-392, NIEBAUM/MACHA 2014). Eine erneute Darstellung dieser Entwicklung ist im vorliegenden Kontext weder möglich noch notwendig. Der folgende Forschungsüberblick beschränkt sich vielmehr darauf, anhand der jeweils einschlägigen Arbeiten die Sprachverhältnisse in den einzelnen Großregionen des norddeutschen Sprachraums und ihren jüngeren Wandel zu skizzieren, wobei folgende Fragen im Zentrum stehen werden:

- Welche Erkenntnisse liegen vor zum gegenwärtigen Entwicklungsstand und Status der Regiolekte und zu ihrem Wandel unter dem Einfluss der Standardsprache? Welche Regionen sind gut, welche sind weniger gut erforscht?
- Welche Methoden kamen bei der Beschreibung der regionalsprachlichen Variation zum Einsatz und welche Aussagekraft besitzen die damit gewonnenen Ergebnisse?
- Welche norddeutschen Regiolekte werden in der Forschung üblicherweise angesetzt?

Die Basisdialekte sind heute noch in vielen norddeutschen Regionen greifbar, allerdings mit großen Unterschieden in der Art und Frequenz des Dialektgebrauchs. Während in dialektstarken Gebieten wie Ostfriesland, dem Emsland, Dithmarschen oder Schleswig noch viele Niederdeutsch als L1 gelernt haben (teils vor, teils gleichzeitig mit dem Hochdeutschen), tritt der Basisdialekt in anderen Regionen wie dem Ruhrgebiet, dem südlichen Ostfalen oder Brandenburg fast nur noch in sprachkulturel-

len und sprachpflegerischen Kontexten in Erscheinung. Oberhalb der Basisdialekte haben sich allerdings, wahrscheinlich schon seit der Frühen Neuzeit, im Kontakt mit dem gesprochenen und geschriebenen Hochdeutsch weitere regional gefärbte Sprachlagen herausgebildet. Mit der Durchsetzung einer tendenziell überregional ausgeglichenen Standardaussprache im Verlauf des 19. Jahrhunderts erhielten die alten, stärker landschaftlich gefärbten Hochsprachen allmählich den Status von Regiolekten, also mittleren Sprachlagen für eher informelle Nahekommunikation.

Der Forschungsstand zu den Dialekten und Regiolekten im norddeutschen Raum ist je nach Region und Sprachlage unterschiedlich ausgeprägt. Auf der Ebene der Basisdialekte gibt es Untersuchungen zu einzelnen Mundarten aus allen norddeutschen Regionen, wobei es sich in der überwiegenden Zahl der Fälle um Orts- oder Gebietsgrammatiken handelt, die zwischen 1880 und 1950 in der junggrammatischen Tradition entstanden sind. Die Karte aus der Bibliografie von WIESINGER/RAFFIN (1982) führt für das Gebiet nördlich der Benrather Linie für den Bereich der Lautlehre ca. 120 Orts- und ca. 70 Gebietsgrammatiken an. Hierbei ist zu konstatieren, dass einige Gebiete unterrepräsentiert sind; so liegen etwa für größere Teile des Mecklenburgischen, Vorpommerschen, Mittelpommerschen und Nordniederdeutschen keine oder nur wenige grammatische Studien vor. Neuere Untersuchungen zur Phonologie oder Phonetik der niederdeutschen Basisdialekte sind rar. Anders als für die mittel- und süddeutschen Dialekte, deren Lautstand und morphologische Struktur in mehrbändigen Sprachatlasen auf der Grundlage von Sprachdaten aus dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts dokumentiert sind, wurden

die niederdeutschen Dialekte bislang nicht in einem größeren Atlasprojekt erfasst (wenn man von den Karten des Deutschen Sprachatlasses absieht, die auf den schriftlichen Auskünften der Wenkererhebung der 1880er Jahre basieren). So stehen nur die Einzelkarten aus den genannten Orts- und kleinräumigen Gebietsgrammatiken zur Verfügung, die größtenteils auf Datenmaterial aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückgreifen. Die nach 1970 erschienenen Studien, die sich mit dem Stand der Basisdialekte in Nordeutschland beschäftigen, deuten jedoch darauf hin, dass es in verschiedenen Regionen nicht nur einen generellen Rückgang im Gebrauch der Dialekte, sondern auch sprachsystematische Veränderungen unter dem Einfluss des Standarddeutschen gegeben hat. Diese Prozesse sind bislang noch nicht systematisch untersucht worden. Im Rahmen des SiN-Projekts können auf der Grundlage dialektaler Sprachproben aus zwei Kontexten (Übersetzungsaufgabe, Tischgespräche) für die meisten niederdeutschen Regionen aktuellere Einblicke in diese Prozesse auf breiterer empirischer Grundlage gegeben werden.

Insgesamt noch weniger gut erforscht als die niederdeutschen Basisdialekte sind die norddeutschen Regiolekte. Der bisherige Fokus der Forschungen lag auf den urbanen Zentren Berlin und Ruhrgebiet, über deren Sprachverhältnisse wir durch eine Reihe von empirischen Studien gut informiert sind (zu Berlin: ROSENBERG 1986, SCHLOBINSKI 1987, SCHÖNFELD 1989, SCHILDT/SCHMIDT 1992, SCHÖNFELD 2001; zum Ruhrgebiet: MIHM 1985a, SCHOLTEN 1988, SALEWSKI 1998, BECKER 2003). Inwieweit sich die dortigen Gegebenheiten auch auf andere Städte und kleinere Orte übertragen lassen und welche und wieviele Regiolekte es darüber hinaus gibt, ist jedoch gegenwärtig schwer zu beurteilen. Von den zwanzig größ-

ten Städten nördlich der Benrather Linie sind nur Berlin, Duisburg und Dortmund in größeren Arbeiten hinsichtlich der rezenten Regiolekte beschrieben worden. Kleinere Beiträge oder ältere Untersuchungen liegen vor für Essen, Bochum, Gelsenkirchen und Oberhausen, Braunschweig, Hannover, Magdeburg und Hamburg. Zu den Sprachausprägungen von Städten wie Bielefeld, Bremen, Düsseldorf, Kiel, Krefeld, Lübeck, Mönchengladbach, Münster und Wuppertal wurden bislang noch keine Studien durchgeführt. Für einige dieser Städte gibt es Wörtersammlungen und Anthologien, die jedoch nur einen groben und unzuverlässigen Eindruck von den lokalen Sprachverhältnissen vermitteln, da sie nicht empirisch fundiert sind, die dialektale und die regiolektale Ebene nicht klar differenzieren und oftmals eine archaisierende Tendenz aufweisen (vgl. z.B. aus jüngerer Zeit die Darstellungen von CHRISTIANSEN 2006 zu Flensburg, SPOHR 2008 zu Düsseldorf, FELLSCHE/KIEFER-PAWLAK 2009 zu Gelsenkirchen, BORNER 2010 zu Gütersloh, SCHMACHTHAGEN 2010 zu Hamburg, TILGNER 2011 zu Bremen, SCHULZE/WEFEL 2013 zu Osnabrück). Aussagekräftiger sind die Karten der Atlanten von EICHHOFF (1977-2000), PROTZE (1997) und ELSPAß/MÖLLER (2003ff.), die allerdings nicht auf der Auswertung von Sprachaufnahmen beruhen, sondern auf subjektiven Aussagen der Sprecher, und die sich daher primär auf den mit Fragebucherhebungen gut erfassbaren Bereich der Lexik, weniger auf phonetische Variationsphänomene beziehen. Die einzigen auf Sprachaufnahmen basierenden Darstellungen arealer Variation im norddeutschen Raum liegen mit dem Ausspracheatlas von KÖNIG (1989) und neuerdings den auf der Webseite des Instituts



für deutsche Sprache (Mannheim) publizierten Karten des „Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards“ (AADG) vor.

Im Folgenden werden die für die verschiedenen Regionen des norddeutschen Raumes vorliegenden Erkenntnisse zum Stand der regiolektalen Sprachlagen zusammengefasst und kritisch diskutiert. Hierbei soll danach gefragt werden, inwieweit die in der Forschung angesetzten Merkmalskonfigurationen heute noch Gültigkeit besitzen und wie frequent diese Merkmale in der alltäglichen Sprachpraxis gebraucht werden. In diatopischer Perspektive soll im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten überprüft werden, ob sich innerhalb der dialektalen Großregionen eine Binnendifferenzierung auf regiolektaler Ebene zeigt und inwiefern sich die Regiolektregionen nach außen hin abgrenzen lassen. In diachronischer Perspektive wird untersucht, welche Entwicklungstendenzen sich in den norddeutschen Regiolekten abzeichnen. Hierzu werden jeweils die Ergebnisse aus der älteren Forschung (seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert) mit den Sprachdaten aus dem SiN-Projekt abgeglichen, die erstmals einen Einblick in die sprachlichen Verhältnisse aller Regionen des norddeutschen Raumes ermöglichen. Diese diachronen Schnitte lassen sich allerdings wegen der unzureichenden Forschungslage nicht für alle Regionen durchführen.

4.1. Nördlicher und südlicher Niederrhein In der Alltagskommunikation am Niederrhein spielen die alten rheinmaasländischen Basisdialekte heute eine immer geringere Rolle, wobei sich grob drei Gebiete mit unterschiedlicher Dialektstärke unterscheiden lassen (vgl. die Karte „Dialektverlust“ in CORNELISSEN 2008: 105 und den Forschungsüberblick in MACHA 1993). Am südlichen Niederrhein (Mönchengladbach, Neuss, Greifath,

Düsseldorf) ist der Dialekt im Alltag noch stärker präsent als im Norden (Kleve, Geldern, Wesel). Allerdings entwickelt er sich auch dort zunehmend zu einer „Kulturmundart“, die auf Theaterbühnen oder in der Heimatliteratur Verwendung findet, für die Alltagskommunikation – vor allem in der jüngeren Generation – aber eine immer geringere Relevanz besitzt. CORNELISSEN (2008: 95-98) diskutiert diesen Prozess anhand der Stadt Düsseldorf und konstatiert:

Die Erfahrung der letzten 30 Jahre hat allerdings gezeigt, dass von diesen Aktivitäten keine Revitalisierungsimpulse für den Dialekt im Alltag ausgegangen sind. Das ‚Straßenplatt‘ oder ‚Alltagsplatt‘ [...] hat von dieser Entwicklung in den letzten Jahrzehnten nicht profitieren können. (CORNELISSEN 2008: 98)

Dieser Zustand wurde im westlichen Ruhrgebiet (Duisburg, Oberhausen, Mülheim/Ruhr) schon vor mehreren Generationen erreicht, wo die Basisdialekte allenfalls noch als „Erinnerungssplitter“ (MENGE 2004: 16) existieren. In der jüngeren Generation ist mittlerweile oftmals kein Bewusstsein mehr davon vorhanden, dass im Ruhrgebiet einmal Niederdeutsch gesprochen wurde – „Plattdeutsch“ wird als Sprache weit entfernter Küstenregionen angesehen.

Die Erforschung der Regiolekte des Niederrheins konzentriert sich bisher im Wesentlichen auf diesen urbanen Raum im westlichen Ruhrgebiet. Die städtische Alltagssprache Duisburgs wurde in zwei variablenlinguistischen Monografien (SCHOLTEN 1988, SALEWSKI 1998) und einer Reihe von Aufsatzpublikationen (MIHM 1985a, 1985b, 1985c, 1989, 1997, ELEMENTALER 2008) sowie in zwei unveröffentlichten Qualifikationsarbeiten (PISTOR 2005, STÖRKEL 2004) ausführlich analysiert. Auf Sprachdaten aus Oberhausen (und Recklinghausen) beziehen sich zwei Beiträge zur Klitisierung von Pronomina und Artikeln

(SCHIERING 2002, 2005), ein Artikel von VOLMERT (1997) sowie ebenfalls zwei unveröffentlichte Studien (LASHOK 1993, LUCAS 2004). Von dieser Datengrundlage ausgehend lässt sich ein zuverlässiges Bild von der Struktur des nordniederrheinischen Regiolechts gewinnen. Einen Überblick über die Sprachmerkmale dieser Region bietet die Liste von MIHM (1997: 21f.), die 18 charakteristische phonetisch-phonologische Varianten enthält (auf die dort ebenfalls genannten zwölf morphologisch-syntaktischen Merkmale wird hier nicht näher eingegangen):

I. Konsonantismus

1. Unverschobene Verschlusslaute. Lexemgebunden bei:

- a) *dat, wat, allet,*
- b) *bisken, Stückesken,*
- c) *Kopp, hüppen,*
- d) *Mudder*

2. g-Spirantisierung im Auslaut

- a) nach hellen Vokalen sowie *r* und *l* zu [ç]: *genücht, folchlich, Berch*
- b) nach dunklen Vokalen zu [x]: *Tach, Betruch, tauchlich*

3. g-Spirantisierung im Inlaut

- a) nach hellen Vokalen sowie *r* und *l* zu [j]: *kriejen, Bürjer, Felje*
- b) nach dunklen Vokalen zu [ʏ]: *sarrich* (sag' ich), *Waren* (Wagen)

4. Vokalisierung des *r* nach Kurzvokal vor Konsonant

- a) mit Dehnung des Vokals: *Steean, Mööader, Spooat*
- b) mit Dehnung und Hebung des Vokals: *Biiane, tüüiakisch, Duuast*
- c) mit Dehnung und Ausfall des *r*-Surrogats: *Aabeit, staak, waanen*

5. Schwächung bzw. Vokalisierung des *l* vor Konsonant: *wäche* (welche), *sääps* (selbst), *soiche* (solche)

6. Statt *pf* im Anlaut *f*: *Fanne, Ferd, fuschen, Fosten*

7. *-ng* im Auslaut als [ŋk] statt [ŋ]: *lank, brinket, Ordnunk*

8. Ausfall des auslautenden Konsonanten *-t*, *-l*, *-ch*. Lexemgebunden bei: *nich(t), un(d), is(t), sin(d), ma(l), do(ch), no(ch)* u.a.

9. Ausfall der Endsilben *-ben*, *-den*, *-gen* zu [-m], [-n], [-ŋ]: *ham* (haben), *Laan* (Laden), *weeng* (wegen)

10. Kontraktion der enklitischen Pronomina

- a) mit Tilgung der Verschlusslaute: *hasse, bisse, kansse, wenne* (wenn du)
- b) mit Sonorisierung: ['ɪzət] (ist es), ['lazət] (laß es), ['gɪbət] (gibt es)

II. Vokalismus

11. Senkung der Langvokale vor *r*

- a) [æ:] statt [e:]: *Lährer, ährlich, mähr*
- b) [ɔ:] statt [o:]: [gəbɔ:rən] (geboren), [mɔtɔ:rat] (Motorrad)
- c) [œ:] statt [ø:]: [stœ:rən] (stören), [hœ:rɐ] (Hörer), [tœ:rɪçt] (töricht)

12. Hebung des Langvokals [ɛ:] zu [e:]: *speter, nemlich, Sekreterin*

13. Späte und geringe Steigung der Diphthonge: [ka:ɛn] (kein), [lo:ɛtə] (Leute), [gəna:ɔ] (genau)

14. Dehnung und Hebung der Kurzvokale *i*, *ü*, *u* in geschlossener Silbe: *Wiinter, Müünster, huundert* (vgl. dazu auch die Fälle unter 4b)

15. Kürzung der Langvokale. Lexemgebunden bei: *abber, widder, übber, odder, schonn, dammals, Tach, Ratt, gesacht, habt, Zuch, Betruch, genau, gropp, Troch* u.a.

16. Abschwächung der enklitischen Vokale zu [ə]: *krisse* (kriegst du), *willse* (will sie), *hamsen* (haben sie ihn)

17. Apokope des unbetonten *-e*: *ich komm, ich glaub, ich wollt*

18. Synkope des unbetonten *-e*: *gehn, solln, kenn* (kennen), *waan* (waren), *fin* (fingen), *gekomm* (gekommen)

In den variablenanalytischen Arbeiten konnte gezeigt werden, dass einige der genannten Varianten fast durchgängig in hoher Frequenz auftreten, andere dagegen nur selten. So konnte SALEWSKI (1998: 79, 87) für die acht ehemaligen Bergleute aus den Duisburger Stadtteilen Homberg und Neumühl überwiegend hohe Frequenzen für die o.g. Merkmale Nr. 1a (*dat, wat, et*), Nr. 2 (g-Spirantisierung im Auslaut), Nr. 6 (Reduktion von *pf*), Nr. 9 (Reduktion von Endsilben), Nr. 10 (Kontraktion von enklitischen Pronomina) und Nr. 15 (lexemspezifische Vokalkürzungen) ermitteln, während etwa bei den Varianten Nr. 3 (g-Spirantisierung im Inlaut), Nr. 7 (Realisierung von *ng* als [ŋk]), Nr. 13 (späte und geringe Steigung der Diphthonge) und Nr. 14 (Dehnung und Hebung von Kurzvokalen) fast bei allen Duisburger Sprechern die Standardvariante dominiert. In ihrer Analyse ausgewählter Gesprächspassagen kann SALEWSKI (1998: 124-205) zudem zeigen, dass die regiolekt-



len Varianten im Rahmen von Code-Shifting-Prozessen flexibel zur Markierung von Emphase, zur Kennzeichnung von Zitaten, zum Ausdruck von Fachkompetenz, zur Selbstdarstellung und für andere diskursfunktionale oder sozialsymbolische Funktionen eingesetzt werden. Neben dieser intrasituativen Variation lässt sich, wie bereits SCHOLTEN (1988: 270-280) belegt, für einige Varianten wie *dat*, *wat*, *et* oder die *g*-Spirantisierung bereits bei jugendlichen Sprechern eine situationsspezifische Verwendung (formelle vs. informelle Kontexte) nachweisen.

Zudem wird die Notwendigkeit deutlich, die o.g. Varianten weiter auszudifferenzieren, da ihr Gebrauch stark vom lautlichen Kontext abhängig ist. Während etwa das spirantisierte *g*-Allophon [x] nach Velarvokalen (*Tach*, *gesacht*) auch von jüngeren Sprechern noch frequent verwendet wird, ist dies für das vordere Allophon [ç] nach palatalen Vokalen (*leecht*, *Kriech*) und vor allem nach Liquiden (*Berch*, *folcht*) nur noch in geringerem Maße der Fall (PISTOR 2005), und der Kontext nach *r*, *l* wird in Bewertungstests auch als weniger akzeptabel betrachtet als der postvokalische Kontext (vgl. ELEMENTALER et al. 2010: 124; ELEMENTALER 2012a: 43f.). Kontextbedingte Unterschiede lassen sich auch bei den Apokopen feststellen; so tritt die Apokope von *d* (realisiert als [t]) und *ch* ([x]) in den Kleinwörtern *und*, *noch*, *doch*, *auch* in der Regel deutlich seltener auf als die Apokope des Liquids bzw. Dentals in *mal*, *ist*, *nicht*.

Die für Duisburg beschriebenen Strukturen und Prozesse lassen sich, wie die Untersuchungen von LASHOK (1993) und LUCAS (2004) belegen, in ähnlicher Weise in der Nachbarstadt Oberhausen nachweisen. LUCAS (2004) zeigt für eine Gewährsperson der mittleren Generation (Jg. 1953) einen situativ gesteuerten Variantengebrauch auf, der sich vor allem auf die unverschobenen Verschlusslaute (*dat*, *wat*, *et*),

die Spirantisierung im palatalen und postliquiden Kontext (*leecht*, *Berch*), die Vokalkürzung bei *und* und *schon* sowie die *ch*-Apokope bei *noch*, *doch*, *auch* bezieht. In Bezug auf diese Variablen produziert die Sprecherin im Interviewkontext signifikant weniger regiolektale Formen als im informellen, familiären Gespräch. Auch LASHOK (1993) beschreibt für ihre Gewährsperson, einen Oberhausener Studenten, der MIHMS „Sprechertyp A mit höherer Schulbildung, gehobenem Berufsstatus und mit intensiver Teilnahme an überregionalen Wertsystemen“ (MIHM 1997: 28) entspricht, einen jeweils situationsangepassten Variantengebrauch anhand von Aufnahmen aus zehn unterschiedlichen Gesprächssituationen. Dabei kann sie zeigen, dass dieser Sprecher die meisten regiolektalen Varianten gezielt zur Markierung der Beziehung zwischen den Gesprächspartnern (vertraut/unvertraut) einsetzt oder in Abhängigkeit von der Thematik (alltagsbezogen/wissenschaftlich, lustig/ernst) verwendet. Darüber hinaus wird in dieser Studie auch ein Vergleich der Spontansprache mit der Leseaussprache desselben Sprechers durchgeführt, bei dem sich nur drei von 13 überprüften Merkmalen als remanent erweisen (Ausfall des Endungs-*e* beim Verb, *r*-Vokalisierung vor Konsonanten, Senkung von Langvokalen vor *r*). In den genannten Arbeiten werden somit ansatzweise die Umrisse lokaler (zunächst individueller) Sprachlagenspektren erkennbar, auf deren Rekonstruktion das SiN-Projekt – auf der Basis eines weitaus umfangreicheren Datenkorpus – abzielt.

Die für das westliche Ruhrgebiet nachgewiesenen Regiolektmerkmale und deren situative und altersspezifische Gebrauchsmodalitäten dürften im Wesentlichen für den gesamten nördlichen Niederrhein Gültigkeit besitzen. Darauf deuten die

Befunde zu den nordniederrheinischen Orten Kranenburg und Uedem aus dem SiN-Projekt hin, ebenso wie auch die Fragebogenerhebungen von Georg CORNELISSEN, der in seiner zusammenfassenden Darstellung zum niederrheinischen Deutsch (2007: 11f.) feststellt: „Die Alltagssprache von Duisburg und Oberhausen, von der bisherigen Forschung meist als Teil des ‚Ruhrdeutschen‘ gesehen, kann sehr gut als niederrheinisches Deutsch beschrieben werden“. Die in CORNELISSENS Publikationen kartierten Ergebnisse der vom Bonner Amt für Rheinische Landeskunde durchgeführten Umfragen belegen, dass Merkmale wie die Kontraktion von Verb und Pronomen in *hasse* (CORNELISSEN 2007: 28), der Erhalt von unverschobenem *k* in *bissken* ‚bisschen‘ (ebd.: 140), die *g*-Spirantisierung in *Zuch* ‚Zug‘ (CORNELISSEN 2002: 301) oder die assimilierte Verbform *kriss* ‚kriegst‘ (ebd.: 298, ohne Karte) nach Selbsteinschätzung der Befragten im gesamten (nördlichen und südlichen) Niederrheinraum gebräuchlich sind. Die SiN-Daten aus Kranenburg und Uedem (Tischgespräche) bestätigen diese Einschätzungen und belegen zudem auch hohe Anteile von 60-80 % für unverschobenes *dat, wat, et* und für Spirans [f] statt [pf] (ca. 90-100 %) sowie mittlere Frequenzen für Vokalkürzungen (ca. 40-50 %) und für Vokalhebungen bei *i, u* vor Konsonantenverbindungen (13-44 %).

Zum Teil werden jedoch auch Differenzen zwischen dem nord- und südniederrheinischen Regiolekt sichtbar. Nach den Befragungsergebnissen von CORNELISSEN stehen den am südlichen Niederrhein genannten Varianten *nitt* ‚nicht‘ (CORNELISSEN 2002: 288; 2007: 112) und *hacht* ‚hart‘ mit Realisierung des *r* als [x] (CORNELISSEN 2002: 299) nordniederrheinisches *nich* (mit *t*-Apokope) und *haat* (mit *r*-Ausfall und Ersatzdehnung des Vokals) gegenüber. Weitere Besonderheiten des

südniederrheinischen Regiolekts, die dieser mit den südlich angrenzenden ripuarischen Varietäten teilt, sind koronalisiertes *ch* (*isch, spreschen*) und die *g*-Spirantisierung im Anlaut (*jeglaubt, juut*) gegenüber den am nördlichen Niederrhein üblichen Standardvarianten [ç] und [g] (CORNELISSEN 2002, 305; vgl. auch die kontrastive Merkmalsübersicht in ELEMENTALER 2005b: 401). Diese auf Umfragen und sporadischen Beobachtungen basierenden Befunde werden durch die Ergebnisse zweier unveröffentlichter Qualifikationsarbeiten gestützt, die sich anhand von Sprachaufnahmen mit der Alltagssprache in Krefeld (PISTOR 2005) und Grefrath-Oedt (RONGE 2005) beschäftigen, sowie durch die Untersuchung von JÜNGER-GEIER (1989) zur „Ortssprache des rheinischen Dorfes Kelzenberg“, das nur etwa 1-2 km südlich der Benrather Linie gelegen ist und dessen Alltagssprache somit (von der für den Regiolekt kaum relevanten Lautverschiebungslinie abgesehen) weitreichende Gemeinsamkeiten mit den südniederrheinischen Regiolekten nördlich der Isoglosse aufweisen dürfte. Für alle drei Orte ließen sich zusätzlich zu den gesamt-niederrheinischen Merkmalen die Koronalisierung (*spreschen*) und die *g*-Spirantisierung im Anlaut (*janz*) frequent nachweisen, für Krefeld und Grefrath-Oedt darüber hinaus auch die (von JÜNGER-GEIER 1989 nicht untersuchte) *r*-Realisierung als [x] (*Spocht*) sowie eine am nördlichen Niederrhein eher unübliche Apokope des *d* in *sind* (*sin*). Auch die Daten der SiN-Tischgespräche aus den südniederrheinischen Orten Bracht und Grefrath-Oedt stützen diese Ergebnisse weitgehend (Oedt: *r* als [x]: 47,2 %, Koronalisierung: 69,4 %, [j] für anlautendes *g*: 12,5 %; Bracht: *r* als [x]: 59,6 %, Koronalisierung: 9,2 %, [j] für anlautendes *g*: 32-43 %). Diese



sprachlichen Besonderheiten des südniederrheinischen Regiolektiv lassen sich plausibel als Resultat eines jahrhundertelangen Kontakts mit den südlich angrenzenden, am kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum Köln orientierten ripuarischen Varietäten beschreiben, der sich bis in die Düsseldorfer Urkundenüberlieferung des 14. Jahrhunderts hinein verfolgen lässt, in der die autochthone rheinmaasländische durch eine ripuarische Schreibsprache ersetzt wurde (dazu ELMENTALER 2005a: 126-133, 2005b: 404-415).

Vergleicht man die Studien, die sich auf Aufnahmen mit Sprechern der Vorkriegsgenerationen beziehen, mit solchen zu den nach dem Krieg geborenen Generationen, so lässt sich in einigen Fällen ein Rückgang regiolektaler Formen beobachten. So verwenden z.B. die von SALEWSKI (1998) untersuchten Duisburger Bergleute (Jg. 1907-20) einige Merkmale noch weitaus häufiger als die in den Studien von PISTOR (2005) und STÖRKEL (2004) berücksichtigten, ab den 1950er Jahren geborenen Gewährspersonen (Jg. 1953-85). Dies gilt z.B. für die unverschobenen Verschlusslaute in *dat*, *wat*, *et*, die im Korpus von PISTOR (2005) zwar von einem damals 20jährigen Sprecher zu etwa 90 % gebraucht werden (ähnlich wie die Bergleute aus SALEWSKIS Studie), bei einer anderen, 27jährigen Sprecherin aber schon auf etwa 10 % zurückgegangen sind (vgl. ELMENTALER 2008). Ähnliche sprecherspezifische Differenzen und individuelle Standardkonvergenzen konnten auch für einige der oben unter Nr. 15 subsumierten Vokalkürzungen festgestellt werden (*un* ‚und‘, *no* ‚noch‘, *do* ‚doch‘, *au* ‚auch‘). Diese Befunde verweisen auf eine Individualisierung des Sprechens und damit auf ein souveräneres Verfügen über regionalsprachliche Ressourcen, das für vorangehende Sprechergenerationen noch nicht im gleichem Umfang galt. Für den Regiolekt von Oberhausen

konstatiert LUCAS (2004) – in einem Vergleich dreier Generationen – die Stabilität einiger regiolektaler Varianten (g-Spirantisierung im Auslaut; Klitisierung von Pronomen oder Artikeln wie in *hasse*, *inne* oder *so’n*; l-bzw. ch-Apokope in *ma(l)*, *do(ch)*, *au(ch)*; Vokalkürzung in *schon* und *aber*), während andere in der jüngeren Generation stark rückläufig sind (ch-Apokope in *no(ch)*) oder sogar völlig wegfallen (*dat*, *wat*; Glottalverschluss statt intervokalischem Dental wie in [‘haʔn] ‚hatten‘). VOLMERT (1997) stellt mit Bezug u.a. auf Oberhausener Sprachproben fest:

Aber es gibt keinen Zweifel – das RGD [= Ruhrgebietsdeutsch] ist heute [...] einem starken Abnutzungsprozeß unterworfen. Mit der allgemeinen Verbreitung audiovisueller Medien hat sich der Anpassungsdruck an das Standarddeutsche ständig verstärkt. [...] Es wird von Jahr zu Jahr schwieriger, Sprecher zu finden, die noch das alte RGD (der 50er und 60er Jahre) sprechen. Ein solches merkmalsreiches RGD wird anscheinend nur noch von älteren Bevölkerungsgruppen bestimmter Sozialstraten gesprochen [...]. In den meisten Stadtteilen von Essen, Oberhausen, Mülheim usw. ist kein merkmalsreiches RGD mehr zu finden; offensichtlich wird es nicht mehr als dominierende (primäre) Varietät durch das häusliche Milieu vermittelt. (VOLMERT 1997: 59)

Auch in den Regiolekten des südlichen Niederrheins lässt sich ein Rückgang einzelner Varianten in der jüngeren Generation erkennen. Für das südniederrheinische Neuss konnten CORNELISSEN/KLAVERKAMP (o.J., basierend auf Aufnahmen von 2008) zeigen, dass von 15 jüngeren Gewährspersonen (16-23 Jahre), die gebeten wurden, einen hochdeutschen Text mit sieben Belegwörtern für stdt. [ç] (*zwanzig*, *sich*, *Pfirsichen* usw.) vorzulesen, zwar vier Personen „durchweg oder immer koronalisierten“, also die regiolektale Variante [ʃ] oder [ç] verwendeten, dass aber sieben Personen überwiegend und vier ausschließlich die Standardvariante gebrauchten. Auch für die jüngeren Sprecher aus Krefeld (PISTOR 2005) und